
Juditha Balint, Rolf Parr

Von ›factory workern‹ und Sucharbeitern

*Zwei Ansätze zur Untersuchung von Arbeit
als diskursivem und semantischem Phänomen*

Arbeit?

Der im Alltag wie auch in medialen Darstellungen immer wieder anzutreffende Befund, dass Arbeit ›irgendwie‹ mit der ganzen Gesellschaft zu tun habe, das heißt auch mit unserem gesamten privaten Leben, lässt sich aus einer doppelten Blickrichtung heraus sehr viel genauer beantworten als es bisher vielfach der Fall war: nämlich erstens vom Spektrum der für den komplexen Bereich der Arbeit relevanten Diskurse aus und zweitens von der medial und sprachlich erfolgenden Zusammenführung dieser Diskurse und des dabei vermittelten Wissens.

Das trifft nicht nur auf die Entgrenzung von Arbeit in Richtung auf andere, ihr eigentlich ferne Lebensbereiche zu, sondern auch auf diejenigen sozial-diskursiven Gegenstände, die auf das Engste an das Arbeitsleben gekoppelt sind. Ein besonders schillerndes Beispiel für diese Entgrenzung liefert der als ›Burnout‹ bezeichnete Teilkomplex des großen gesellschaftlichen Teilbereichs mit Namen ›Arbeit‹.¹ Ende der 1960er Jahre ist zunächst von ›Managerkrankheit‹ die Rede, und zwar gekoppelt an vor allem psychologische Diskurse. Das hat seinen Grund darin, dass Krankenkassenfragen für Manager eher nachrangig waren, nicht aber die Therapiefrage, was die Psychologie auf den Plan rief. Für die Folgezeit lässt sich zeigen, dass es eine Entwicklung in zwei Dimensionen gibt: (1) Auf der Achse des Spektrums der Spezialwissensbereiche und ihrer Diskurse kommen bis heute zunehmend mehr spezielle Wissensbereiche und mit ihnen Spezialdiskurse ins Spiel: weiterhin die Psychologie, dann aber auch Medizin, Krankenkassen, Therapiekulturen, Politik und Gewerkschaften. (2) Seinen Grund hat diese Expansion darin, dass auf der zweiten wichtigen Achse, nämlich derjenigen der sozialen Differenzierung, was immer auch Hierarchisierung bedeutet, das Phänomen ›Burnout‹ symbolisch gesprochen ›nach unten hin‹ durchsackt: von Managern zu den leitenden Angestellten, von dort zu den mittleren und kleinen Angestellten und so weiter. Mit jeder dieser Stufen kommen aber zusätzliche ›Stimmen‹ ins Spiel, denn ab den Angestellten sprechen beispielsweise die gesetzlichen Krankenkassen bei den Versuchen, das Phänomen ›Burnout‹ definitiv einzugrenzen, ebenfalls mit; dadurch

kommt die Medizin ins Spiel; es folgen sozialwissenschaftliche Sprecher*innen und schließlich diejenigen der Therapiekulturen. Am Ende ist der diskursive, und das heißt immer auch soziale Gegenstand »Burnout« als Teil des Sprechens über die Auswirkungen von Arbeit auf den Einzelnen auch hier wieder einer, der allererst im Schnittpunkt verschiedener Fächerkulturen und ihrer Terminologien entsteht und als solcher medial und sprachlich unterschiedlich vermittelt wird. Zu seiner Untersuchung bedarf es also theoretischer und methodischer Instrumente, die es erlauben, kulturelle Bedeutungs- und Strukturzusammenhänge auf ihre Medialität und Semantiken hin zu durchleuchten.

Deutlich wird bereits an diesem einen Beispiel, dass erst ein mehrperspektivischer Zugriff auf den komplexen Bereich der Arbeit – einmal unter Berücksichtigung der an seiner Konstitution beteiligten Wissensbereiche, und einmal unter Berücksichtigung seiner medialen und sprachlichen Vermittlung – es möglich macht, ihn in seiner gesamtgesellschaftlichen Breite und Relevanz so in den Blick zu nehmen, dass die in gesellschaftlichem Umlauf befindlichen Diskursivierungen von Arbeit rekonstruiert werden können. Sie regeln – mit Foucault gesprochen –, was über Arbeit zu einem bestimmten Zeitpunkt und in einem bestimmten kulturellen Zusammenhang gesagt werden kann, was gesagt werden muss und, häufig viel wichtiger, was nicht gesagt werden darf.²

Wie der sozial-diskursive Gegenstand der Arbeit aus unterschiedlichen Perspektiven und unter Heranziehung zweier methodischer Ansätze in den Blick genommen werden kann, wollen wir im Folgenden an einigen Beispielen aufzeigen. Unseren ersten Beispielkomplex bilden drei Filme aus den 1920er und 1930er Jahren, die ganz unterschiedliche Konzeptionen von Arbeit entwickeln; das zweite Beispiel ist Joachim Zelters 2006 erschienener Roman *Schule der Arbeitslosen*, in dem die Koppelung der diskursiven Semantiken von Arbeit und Arbeitslosigkeit und damit auch diejenige verschiedener Wissensbereiche in Form von Metaphern erfolgt. Die Auswahl der Filme und des literarischen Textes ist so angelegt, dass sie es aufgrund ihrer unterschiedlichen medialen Verfasstheit und ihrer nicht minder unterschiedlichen Entstehungszeiten ermöglichen, Differenzen, aber auch Gemeinsamkeiten nachzuspüren, also der Varianz und aber auch der Konstanz historischer und zeitgenössischer Konzeptionen von Arbeit nachzugehen.

*Arbeit im Film der 1920er und 1930er Jahre
Von »Metropolis« bis »Kuhle Wampe«*

Fritz Langs berühmter Film *Metropolis* ist unter anderem aus Perspektive der Utopie- bzw. Dystopie-Forschung, aus religiöser, mythen- und kapitalismuskri-